

Artikel

Lutz Müller
Manns-Bilder*
Die schwierige
Identitätsfindung
der Männer

Im folgenden Beitrag werden einige Hypothesen beschrieben, die verständlich machen sollen, weshalb Männer in unserer patriarchalen Kultur immense Schwierigkeiten haben, ihre Identität zu finden. Indem Männer bei ihrer frühkindlichen Identitätsentwicklung unbewußt von der folgenschweren Formel „Männlich sein heißt, nicht weiblich sein“ ausgehen, müssen sie primäre menschliche Bedürfnisse und grundlegende menschliche Eigenschaften verdrängen, die sie mit der Mutter und Frau verbinden. Wie aber kann der Mann den verantwortlichen Umgang mit seinen Gefühlen, seinem Körper, seiner Sexualität, seiner Umwelt und seinen männlichen und weiblichen Mitmenschen lernen oder wiedergewinnen, wie kann das – auch von Frauen häufig vertretene – unbewußte „Arrangement der Geschlechter“ überwunden werden? Eine Möglichkeit, diesen gefährlichen Zustand zu beenden, liegt in der Überwindung typischer Männlichkeits- und Weiblichkeits-Zuschreibungen und der Besinnung auf den ganzheitlichen Menschen. Dabei ist zu beachten, daß Veränderungen nicht nur vom guten Willen abhängen, sondern daß hier vielfältige Kräfte und (frühkindliche) Prägungen wirksam sind.

red

1. Das Arrangement der Geschlechter

Heute setzt sich immer mehr die Auffassung durch, daß sich das patriarchale System nicht aufgrund einer böartigen, absichtlichen Unterdrückungs- und Bemächtigungssaktion der Männer gebildet hat, sondern daß es das Resultat eines sehr komplexen Entwicklungsprozesses und eines unbewußten Zusammenspiels zwischen Männern und Frauen ist. Es wurde nicht von den Männern „gemacht“, sondern es ist aufgrund vielfältigster unbewußter Faktoren biologischer, psychologischer, soziologischer und ökonomischer Art so geworden.

Männer wie Frauen sind zugleich Erleider und Nutznießer dieses heute sehr neurotisch anmutenden Zusammenspiels. Was ist aber der unbewußte Zweck dieses gemeinsamen Arrangements? Was läßt Frauen wie Männer an einem System festhalten, das sie unterdrückt, zur Selbstentfremdung führt, sie krank macht und in die Selbstzerstörung treibt? Wieso sind Frauen bereit, in einer unselbständigen, infantilen, töchterlichen Abhängigkeit zur Mutter oder zum Vater/Mann zu verbleiben, und wieso verharren Männer in einem infantilen, größten-

* Leicht gekürzte Fassung eines Beitrages, der zuerst in *Analyt. Psychologie* Bd. 18 (1987), 22–39, erschienen ist. – Die Ziffern in Klammer verweisen auf die Nummern in der Literaturliste (S. 160).

wahnsinnigen und selbstzerstörerischen Unabhängigkeits- und Dauerpotenzgebaren, das ihre Seele, ihren Körper und ihre Umwelt zugrunde richtet? Eine mögliche Antwort auf diese Fragen ist, daß Mann und Frau mit Hilfe des patriarchalen Arrangements vermeiden können, die tiefen Konflikte und Bedürfnisse wieder zu erleben, die in der frühkindlichen Beziehung zu einer über- und allmächtigen „Großen Mutter“ wurzeln¹.

2. Männlichkeit als Fehlen von Weiblichkeit

Während das Mädchen unter durchschnittlichen Voraussetzungen eine bestimmte „matriachale“ Form von Identität ungestört und ohne Bruch aus der Identifikation mit der Mutter entwickeln kann, muß sich das männliche Kind seine Geschlechtsidentität gewissermaßen „konstruieren“. Das Wort „konstruieren“ verwende ich hier nicht, um ein absichtliches, bewußtes Herstellen von identitätsbildenden „männlichen“ Normen und Werten beim Jungen auszudrücken. Ich möchte damit andeuten, daß sich der Junge im Aufbau seiner Identität Werte und Normen aus seiner Umwelt gewissermaßen „heraussuchen“ muß und dabei weitgehend auf sich selbst angewiesen ist, weil ihm unmittelbare und realistische männliche Identifikationsobjekte in der Regel fehlen. Die männliche Identitätsbildung hat dadurch etwas Künstliches, Fassadenhaftes, Unechtes. Der Junge orientiert sich an übersteigerten heroischen Idealen, wie sie ihm vermittelt werden durch Literatur und Fernsehen, durch personahafte Väter und autonomiedelegierende Mütter und Gleichaltrige, die ebensowenig wissen wie er, was „Männlichkeit“ eigentlich ist.

Als Haupttrichterschnur für seine Identitätssuche bleibt ihm deshalb nur die unbewußte Formel: „Männlich sein heißt, anders als die Mutter und die mit ihr verbundenen Gefühle zu sein, heißt, nicht weiblich zu sein.“ Diese Negativ-Definition von Männlichkeit ist von einer tiefen Tragik. Sie bedeutet nämlich, daß der Junge wesentliche Seiten und Bedürfnisse seines Wesens abspalten und verdrängen muß und statt dessen eine Vielzahl von Fremd- und

¹ Ich möchte dieser Antwort im folgenden weiter nachgehen und dabei einige Thesen zusammenfassen, wie sie von modernen Psychologinnen und Psychologen besonders im Anschluß an die Ergebnisse der psychoanalytischen Ich-Entwicklungs-Psychologie formuliert werden (1, 2, 5, 10). Diese Thesen decken sich weitgehend mit den Ansätzen der Analytischen Psychologie, besonders mit dem, was Erich Neumann in bezug auf die Psychologie der männlichen und weiblichen Bewußtseinsentwicklung systematisch herausgearbeitet hat, z. B. über den „widerstrebenden Jünglingsgeliebten“ der Großen Mutter (6), die Problematik der patriarchalen Ehe (7, 8) und die Überwindung des patriarchalen Systems (7, 9).

„Wer das Kind in der Krippe wiegt, der regiert die Welt.“ Mit diesem Zitat umschreibt Dinnerstein (2) ihre Grundthese, die besagt, daß es für die Identitätsentwicklung von Mädchen und Jungen von sehr unterschiedlicher und sehr weitreichender Bedeutung ist, daß ihre erste entscheidende, zentrale Bezugsperson eine Frau und nur eine Frau ist. Was heißt das für den Jungen?

Idealvorstellungen über das, was „Männlichkeit“ ist, übernehmen muß. Das, was er an wesentlichen menschlichen Eigenschaften und Gefühlen in der Beziehung zur Mutter erfährt: also beispielsweise seine Körperlichkeit, seine Sinnlichkeit, seine Liebesfähigkeit, sein Zärtlichkeitsbedürfnis, seine Einfühlung, sein Bedürfnis nach Beziehung, nach Einheit und Verschmelzung mit einem anderen Menschen, muß er zugunsten von teilweise unechten „männlichen“ Werten opfern, weil eben diese zentralen menschlichen, mann-weiblichen Eigenschaften der Ur-Beziehung mit nur einer Person, nämlich der Mutter, verbunden sind. Stünde ihm beispielsweise in den ersten Lebensmonaten und -jahren der Vater im ausreichenden Maße als zweite Bezugsperson zur Verfügung, könnte er diese elementaren Gefühle auch mit ihm verbinden und müßte sie in seiner Identitätsbildung nicht als „weiblich“ und „unmännlich“ abspalten. Häufig aber wird er dagegen von einer Mutter, die ihren Sohn als anders und fremdartig erlebt, und einem fernen, ungreifbaren Vater, der seine eigene Not der Selbstentfremdung nicht spürt, zu früh in eine „männliche“ Autonomie und Eigenständigkeit hineingetrieben. Er vermag dann nur ein fassadenhaftes Not-Ich aufzubauen, das sich panzern muß, um nicht immer wieder von der Gefahr der Auflösung durch ursprünglichste menschliche Gefühle und Bedürfnisse bedroht zu werden.

Größere Autonomie

Es wird häufig von psychologischer Seite darauf hingewiesen, welche Vorteile die Notwendigkeit zur Unterscheidung von der Mutter für die männliche Identitätsbildung hat. Sie ermöglicht etwa ein höheres Maß an Autonomie, Distanzierungsfähigkeit, Objektivität, Frustrationsstoleranz und Ich-Festigkeit im Vergleich etwa zur Frau, die durch ihre fehlende Unterscheidung von der Mutter ihre Identität häufig als ein „In-und-durch-Beziehung-Leben“ unter Preisgabe eigener Individuationsbestrebungen definieren muß. Dem stimme ich prinzipiell zu. Ich meine aber, daß wir bei dieser Argumentation häufig das ganze Ausmaß der Tragik und der Destruktivität übersehen, die für den Mann wie für die Frau mit dieser Negativ-Definition: „Mann-Sein heißt, nicht weiblich sein“ verbunden ist und daß wir unser Bewußtsein schärfen müssen für all die verheerenden Formen von Pseudo-Autonomie, die uns als muskelgepanzerte Männlichkeit, als Heroismus und Phallismus imponieren. Nichts spricht nämlich dagegen, daß sich die Freude und Lust an der Autonomie, am Erigieren, Eindringen, Erforschen und Erobern nicht auch zusammen mit Liebes-, Einfühlungs- und Hingabefähigkeit entwickeln ließe.

3. Die Ambivalenz des Mannes gegenüber dem „Weiblichen“

In der Beziehung zur Frau nun ersehnt sich der Mann zutiefst, jene ungelebten Bedürfnisse seines Wesens wiederbeleben zu können. Gleichzeitig aber befürchtet er, es könnten sich die frühkindlichen emotionalen Abhängigkeiten und Ängste wiederholen, die mit dieser ersten übermächtigen Beziehungsperson verbunden sind. Die Frau erweckt in ihm eine Vielzahl tief unbewußter, unformulierbarer und widersprüchlichster Gefühle, z. B. die unstillbare Sehnsucht nach Verschmelzung und Einheit, nach dem wortlosen Verstandenwerden, nach dem bewundernden, wonnevollen Blick, aber auch die existentiellen Ängste vor dem Hilflos-, Angewiesen- und Ausgeliefertsein, dem Alleingelassenwerden, der Auflösung des Ichs, das beschämende Gefühl, immer der Unterlegene zu sein, und die tödliche Wut auf die nicht zu überwindende Übermacht des Weiblichen. So ist der Mann in den vielfältigsten Formen immer wieder auf der Suche nach der Frau – oder besser: auf der Suche nach seinen verlorenen primären menschlichen Eigenschaften, die er notgedrungenermaßen mit der Frau verbindet – und immer wieder auf der Flucht vor der Frau – oder besser, auf der Flucht vor seinen frühkindlichen Ängsten. Er muß die Frau einerseits idealisieren und vergöttlichen, andererseits fürchten, abwerten und verteufeln. Er kann in ihr kaum einen gleichartigen Menschen wahrnehmen, denn sowohl die Gefühle und Erfahrungen der frühen Kindheit, in der er ihre Überlegenheit und seine Ohnmacht erlebt hat, als auch die unterschiedlichen Sozialisationsprozesse stehen trennend zwischen ihm und ihr. So haben der männliche und der weibliche Mensch trotz überwiegender Gemeinsamkeiten doch häufig den Eindruck, daß sie Wesen von einander fremden, unbekanntem Welten sind, zwischen denen es kaum eine Brücke der Verständigung gibt².

² Ich möchte hier einen Traum und einen Brief eines 44jährigen, sehr differenzierten und intelligenten Patienten einfügen, der an einer schweren narzißtischen Störung leidet, diese aber relativ gut kompensiert hat und über ein hohes Maß an Introspektionsfähigkeit verfügt. Ich denke, daß sich diese erschütternden seelischen Dokumente über die abgrundtiefe Ambivalenz eines Mannes seiner Partnerin gegenüber in bestimmten Abstufungen leicht auf viele Männer im patriarchalen System beziehen lassen. – In der 35. Therapiestunde bringt der Patient einen Traum mit, den er „Angriff auf Mutter Erde“ genannt hat: Ich bin zusammen mit zwei anderen Männern in einem Raumschiff. Der Kommandant des Raumschiffes sagt, er wolle einen Angriff auf die Erde fliegen. Mit wahnsinniger Geschwindigkeit schießen wir frontal auf die Erde zu. Im allerletzten Moment dreht der Kapitän das Steuer (weil er die Aussichtslosigkeit seines Unterfangens sieht, Kommentar des Patienten), und wir schrammen haarscharf an der Erde vorbei. Ich werfe so im Vorbeifliegen noch eine Atombombe ab. Das Raumschiff beschleunigt immer mehr. Der Kapitän schreit, daß die Wasserversorgung für die Antriebsdüsen nicht mehr funktioniert. Mit immer größer werdender Beschleunigung sehe ich das Ende auf uns zukommen. Dann taucht alles in ein gleißendes Licht ein. Das Raumschiff, mein Körper lösen sich in ihre Bestandteile auf. Nichts ist mehr. Dann werde ich wach.

Für Frauen scheint die Beziehung zum Mann in der Regel nicht mit der gleichen, tief verunsichernden emotionalen Ambivalenz verbunden zu sein. Zwar sucht auch sie im Mann jene ursprüngliche symbiotische Beziehung zur Mutter; aber da er als Mann anders sozialisiert wurde, braucht sie nicht in gleichem Maße zu befürchten, daß er in ihr die frühen Ängste des Verschlungenwerdens und der Auflösung aktiviert. Zudem ist ihre Identität meist durch „In-Beziehung-Sein“ definiert und nicht durch „Unterscheidung“ wie beim Mann, so daß sie besser und geübter mit Beziehungsgefühlen umgehen kann. Schließlich vermag sie es auch leichter als der Mann, ihr Bedürfnis nach den primären menschlichen Gefühlen in der Beziehung zu anderen Frauen oder im Bemuttern eigener Kinder zu erleben.

Minderwertigkeitsgefühl und Überlegenheitswahn

Das Arrangement der Geschlechter in unserer patriarchalen Gesellschaft zielt also von männlicher Seite unbewußt darauf ab, der in der Kindheit an der Mutter erlebten übermächtigen archetypischen „Großen Mutter“, als der Herrin über Glanz und Elend der menschlichen Existenz, der Herrin über Leben und Tod, Freud und Leid zu entgehen. Indem der Mann die Frau entwertet und ihren Einflußbereich auf wenige Funktionen einschränkt, versucht er ihre erahnte und befürchtete Macht und Überlegenheit zu bannen. Zudem soll sie ihm nur eine gute Mutter sein (nicht eine „Anima“), die ihn fördert, aber nicht fordert, um nicht sein permanentes Minderwertigkeitsgefühl ihr gegenüber zu aktivieren. Von weiblicher Seite sieht es ähnlich aus. Die Frau fügt sich in diese Rolle und nährt den männlichen Überlegenheitswahn, weil ihr das etliche Vorteile bietet. Indem sie sich z. B. auf eine abhängige Mutter- und Hausfrauenrolle festlegen läßt, entgeht sie der Rache der „furchtbaren Großen Mutter“, welche Autonomie und Eigenständigkeit mit Verfluchung, Verstoßung und Verlassenheit ahndet. Zudem muß sie weniger Verantwortung und weniger Risiko für die materielle

In diesem Traum wird der zentrale Symbiose-Autonomie-Konflikt des Patienten überdeutlich. Sein Angriff auf „Mutter Erde“ nach Art der japanischen Kamikaze-Flieger zeigt schon etwas von der tiefen Ambivalenz dem „Großen Weiblichen“ gegenüber: er will sie und sich selbst mit seinem Riesen-Raumschiff-„Phallus“ einerseits zerstören, sich andererseits wohl auch mit ihr in einem explosiven „Orgasmus“ vereinigen. Er ist von „Mutter Erde“, die er auf die Frauen projiziert, in symbiotischer Weise abhängig. Gleichzeitig haßt er sie für ihre Macht und verfolgt sie destruktiv (Frontalangriff und beiläufiger Atombombenabwurf). Wenn er sich aber von ihr trennt, dann wird er von Auflösung und Selbstverlust bedroht. Der Patient faßte sein Dilemma in folgender Formel zusammen: „Um der Zerstörung meines Ich [durch überwältigende Nähe und Abhängigkeit, Anm. des Verf.] zu entgehen, zerstöre ich mich lieber selbst oder meine Beziehungsgefühle.“ Er bezieht das auf seine reflexartig verletzte Aggressivität, wenn er sich unverstanden fühlt, und auf sein teilweise selbstdestruktives Verhalten beim schnellen Autofahren und bei seinem Raubbau mit seinem Körper.

Versorgung ihres Lebens übernehmen und kann sich ersatzweise an ihrer heimlichen Macht erfreuen, die sie über ihre Kinder und häufig genug über ihren Ehemann hat. Dennoch aber scheint der Preis, den beide für dieses Arrangement heute zu zahlen haben, ungleich höher als der Gewinn.

4. Der Mann, sein Körper und seine Emotionen

Auch der Mann besteht wie die Frau, selbst wenn er es ständig zu leugnen sucht, aus einem fleischlichen, empfindlichen, auf Schmerz und Gefühle sensibel reagierenden Körper als der Basis seiner Existenz. Dieser Körper aber mit seinen Trieben, Emotionen, Lüsten, seiner Schwäche und Gebrechlichkeit erinnert den Mann zu sehr an seine letzte Ohnmacht und Vergänglichkeit, seine eigene erdhafte Dunkelheit, seine Stofflichkeit und seine schließliche Auflösung im Tod.

Der Körper ist deshalb sein Gegner, den es zu bekriegen und zu überwinden gilt. Deshalb darf ein „richtiger Mann“ nicht weinen, nicht schwach, nicht zärtlichkeits- und kontaktbedürftig sein. Angst und Schmerz darf er nicht spüren, den Tod nicht fürchten. Sonst wird er als Schwächling, als Weichling und Angsthase, als Heulsuse oder als „weibisch“ verspottet. Die Wirklichkeit des Körpers und seiner „schwachen“ Gefühle wird verleugnet, der Körper muß mißachtet, dressiert, abgerichtet, abgehärtet, bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit gebracht werden, damit er wie eine gut geölte Maschine zu funktionieren vermag. „Gelobt sei, was hart macht“, und „Was mich nicht umbringt, das macht mich stark“. Der Körper wird schließlich zu einem starren Panzer, der den Mann unempfindlich macht gegen Schmerz und Verletzungen, die ihm von der Umwelt beigebracht werden, und gegen Gefühle und Signale, die von ihm selbst stammen. Der Körper als stets bereite Kampf-, Hochleistungs- und Sexmaschine, als ein Objekt narzißtischer Ausbeutung.

Deshalb hat der Mann den unmittelbaren Zugang zu seinem Körper, seinen Warn-Signalen und Reaktionen verloren. Er vertraut auf Autoritäten, er behandelt seinen Körper wie ein Objekt, an dem er wie bei einer Maschine nur die – möglichst auswechselbaren – Teile sieht und nicht die Ganzheit des psychophysischen Organismus. Vielleicht liegt einer der Gründe dafür, daß Frauen eine wesentlich höhere Lebenserwartung haben, darin, daß ihnen der Zugang zu ihrem Körper weniger abtrainiert wurde, sie schneller auf ihre körperlichen Warnsignale reagieren und auch deutlicher ihre emotionale Belastung zeigen dürfen: „Wenn Männer Symptome zeigen, ist es

5. Der Mann und sein Phallus

meist schon zu spät. Ihr Panzer bricht, weil ihr Kern explodiert ist“ (10, S. 26)³.

In seiner Not, sich eine vom „Weiblichen“ abgegrenzte Identität aufzubauen, fixiert sich der Mann auf jenes kleine Organ, von dem er sich die Unterscheidung erhofft: seinen Penis. Seine Not ist dermaßen groß, daß er sich wie ein Ertrinkender an seinem Penis festklammert und sich mit ihm identifiziert. Sein Penis soll ihm ein symbolischer Garant sein dafür, daß er anders ist als das mächtige „Weibliche“, das ihn ständig zu überwältigen droht. Sein Phalluskult soll ihm die Bestätigung geben, unabhängig, autonom, dauerhaft und frei zu sein. Seine „phallische Stoßkraft“ soll ihn weg- und fortreiben auf eine größtmögliche Distanz von der „Großen Mutter“.

Weil er nichts hat, was er dem großen „Weiblichen“ wirklich entgegensetzen hätte – denn er ist ja zutiefst selbst „weiblich“, d. h. menschlich, das macht ja die Tragik des Mannes aus –, beschwört er unablässig die vermeintliche Macht des Penis. Er soll sein Zauberstab sein, der allen Bann und alle Abhängigkeit bricht und mit dessen magischer Kraft er sich die Herrschaft über die Frau, den Körper, die Natur, die Erde und das Universum zu sichern hofft. Der Mann und sein Penis sind eins. Beide müssen groß, stark, hart, standhaft, dauerhaft und ständig potent sein. Was seinem Penis angetan wird, wird ihm angetan. Deshalb die ständige Angst vieler Männer, ihr Penis könnte zu klein sein, sie könnten im Vergleich mit anderen „den kürzeren ziehen“, sie könnten in ihrer erektilen und generativen „Mächtigkeit“ und „Manneskraft“ „versagen“. Höchster Potenzbeweis ist es, wenn sie mit ihrem männlichen Schöpfungsorgan ein männliches Kind zu zeugen imstande sind. Auch befürchten sie, sie könnten sich sexuell lächerlich machen und der Lust der Frau nicht gewachsen sein. Das schlimmste wäre, wenn sie schließlich als „Schlappschwänze“ daständen bzw. dahingen.

Dieses Verfallensein an das übersteigerte Phallusprinzip macht aus dem Mann einen ständig gehetzten Menschen, immer in Eile, immer in Konkurrenzdenken und Rivalität, immer latent aggressiv, immer in Siegerpose. Erholung, Pause machen, Entspannung: das käme ja einer

³ Sich panzern, bis an die Grenzen gehen und schließlich explodieren: das ist ein Prozeß, der sich in der Phantasie und der Wirklichkeit der Männer immer wieder finden läßt. Es scheint, als müsse sich der Mann erst panzern, um seine Lust und Angst vor Hingabe abzuwehren, als müßte er dann versuchen, das durch die Panzerung blockierte Leben verzweifelt wiederzufinden und zu spüren, indem er mit aller Gewalt und Anstrengung an seine Grenzen geht, um sich dann endlich wieder in einer erlösenden, lustvollen, aber tödlichen Explosion in die Vereinigung mit seinem Ursprung hinein auflösen zu dürfen.

„Erschlaffung“ gleich, die auf keinen Fall zugelassen werden darf, weil sich dann vielleicht die so tiefen, aber so sehr verdrängten Bedürfnisse nach Passivität, Hingabe, Loslassen melden könnten. Lieber stirbt er dann auch den „Heldentod“, das Versagen seines so heroisch-kämpferischen Herzens im Herzinfarkt (3).

Diesem Zwang zur Dauerpotenz steht die von vielen Männern als demütigend empfundene Erfahrung entgegen, daß ihr Penis eine gewisse Autonomie und Unbeeinflussbarkeit besitzt und daß er – glücklicherweise – seinen „eigenen Kopf“ hat, durch den er sich nicht den Idealvorstellungen des Mannes von seinem Körper als einer Kampf- und Sexmaschine fügt. Anstatt aber in den spontanen Reaktionen und Nicht-Reaktionen seines Penis einen Ausdruck seiner tieferen, echten Gefühle wahrzunehmen, kann er diese Reaktionen nur unter dem Gesichtspunkt von Erfolg und Versagen sehen⁴.

Aber weil der Penis dem Mann kein sensibles, warmes, lebendiges rhythmisch an- und abschwellendes, pulsierend-strömendes Liebes-, Lust- und Weisheitsorgan sein darf, muß er unempfindlich, kalt, hart, eisern und starr gemacht werden. Er wird zu einem Werkzeug und einer Waffe der Verachtung, der Bemächtigung, der Zerstörung, um sich endlich in einer gigantischen, orgiastischen Explosion von sich selbst, seinen Zwängen und Panzerungen zu befreien.

6. Mann gegen Mann

Nun könnte man folgern, daß der Mann aufgrund dieser Abgrenzungs- und Identitätsfindungsschwierigkeiten eine starke Sehnsucht nach dem anderen Mann haben müßte, eine Sehnsucht nach Erlösung aus seinen diffusen und zerstörerischen Vorstellungen vom „Männlichen“ und seiner so bedrohlich empfundenen Abhängigkeit vom „Weiblichen“. Das ist sicherlich auch so. Der Mann bräuchte die Wirklichkeit des anderen Mannes ganz dringend, um zu erfahren, was „Mann-Sein“ jenseits von Maskerade und Aufschneiderei bedeutet. Aber diese Wirklichkeit des anderen Mannes erfährt er nirgends. Drei Gründe dafür seien kurz angesprochen.

⁴ Der Penis könnte am verpanzerten und unempfindlich gemachten Körper des Mannes noch eines der letzten Organe sein, das ihm einen Zugang zu seiner ursprünglichen Gefühlswelt ermöglicht. Aber selbst von psychologischer Seite wird es dem Mann schwer gemacht, der „Weisheit seines Penis“ (4) vertrauen zu lernen, denn häufig wird ihm sein „Versagen“, seine „Impotenz“ interpretiert als Angst vor der „verschlingenden Großen Mutter“ oder Angst vor der „Kastrationsdrohung“ des „Großen Vaters“. Immer also ist dieses „Nicht-dauernd-und-jederzeit-potent-Sein“ ein Defizit, eine Schwäche oder eine neurotische Angst, die mit Hilfe analytischer Psychotherapie oder verhaltenstherapeutischen Übungen überwunden werden sollte. Die „Impotenz“ ist aber in vielen Fällen eine gesunde Reaktion, in der sich vieles an berechtigtem Widerstand gegen die an den Mann von innen und von außen herandrängenden Dauer-Potenzzwänge äußert, eine gesunde Reaktion, die ihm zeigt, was er will und was er nicht will, wozu er Lust hat und wozu er keine Lust hat.

1) Die klassische
ödipale Problematik

Vater und Sohn erleben sich gegenseitig als Konkurrenten um die Mutter/Frau. Der Vater wird vom Sohn als feindlich-fremde Übermacht angesehen, der die Liebesbeziehung zur Mutter zerstören will; der Sohn wird vom Vater als neuer, lebendigerer, potenterer Liebhaber der Frau empfunden, der ihn eines Tages in vielerlei Hinsicht zu entthronen droht. Eine Folge davon ist, daß der Vater den Sohn nicht an seiner wirklichen Außen- wie Innenwelt teilhaben läßt, nicht an seinen Konflikten und Ängsten, sondern ihn statt dessen mit unrealistischen Idealforderungen und Leistungsansprüchen von sich fernhält und zu „kastrieren“ versucht. Diese schwierige Konstellation der Rivalität mit einem übermächtigen „Männlichen“ überträgt der Mann später auf alle anderen Beziehungen zu Männern.

2) Die Unfähigkeit, die
männliche Fassade in
der Begegnung mit
anderen Männern zu
durchbrechen

Jungen und Männer haben Angst, sich untereinander ihre wahren Gefühle und Bedürfnisse zu zeigen. Sie müssen befürchten, daß sie die Achtung ihrer Geschlechtsgenossen verlieren – an denen ihnen ja im Grunde sehr viel liegt –, wenn sie nicht den vermeintlichen Vorstellungen vom „Männlichen“ entsprechen. Weil keiner von ihnen weiß, was „Mann-Sein“ wirklich bedeutet, überbieten sie sich aus ihrer Verunsicherung heraus kompensatorisch und zwanghaft mit Prahlereien über ihre Bedeutsamkeit, Stärke und Potenz.

Indem sie sich damit den vermuteten, aber niemals ausgesprochenen Rollenklischees anpassen, erhoffen sie sich die Achtung und Bewunderung ihrer Mitmänner. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die Mitmänner fühlen sich durch das Geprotze nur noch verunsicherter. Sie leiden ja latent selbst an diesen überfordernden „Männlichkeits-Bildern“ und spüren halb bewußt, daß sie sie selbst nie zu erfüllen vermögen. So erleben sie den aus Verunsicherung und Sehnsucht nach Anerkennung heraus prahlenden Mitmann als mächtigen, rivalisierenden Feind, vor dem man auf der Hut zu sein hat.

3) Die Abwehr homo-
sexueller oder homo-
philer Bedürfnisse

Der dritte Grund dafür, daß Männer ihre zerstörerischen Bilder von „Männlichkeit“ nicht untereinander reduzieren und modifizieren können, ist das Tabu der Homosexualität, das Tabu der Zärtlichkeit, der Körperlichkeit und Intimität untereinander. Männerbünde mit ihren krampfhaften Unabhängigkeits- und Leistungsideologien dienen ja dazu, den übermächtigen Einfluß der primären Gefühle und Sehnsüchte zu unterdrücken. Homosexuelle und homophile Gefühle aber aktivieren diese zentralen menschlichen Sehnsüchte wieder. Das würde dann den so sehr befürchteten Zusammenbruch allen Männlichkeits-Wahns bedeuten.

Ich erinnere mich an scheinbar geringfügige, aber in Wirklichkeit sehr tiefgreifende Begebenheiten mit meinem Vater, als ich etwa sieben Jahre alt war. Beim Spaziergehen wollte ich ihm die Hand geben, wie es kleine Kinder tun. Ich wollte ihm auf diese Weise nahe sein, wollte das Gefühl haben: „Wir beide gehören zusammen.“ Mein Vater aber wies mich zurück: „Männer geben sich nicht so die Hand.“ Manchmal, wenn ich begeistert und stolz auf ihn war, ihn liebte und glücklich darüber war, daß er mir etwas beibrachte oder erzählte, dann versuchte ich ihn zu umarmen und zu drücken. Ich merkte dann, wie er sich versteifte, mich leicht von sich schob: „Ist gut, ist gut.“ So lernte ich, daß Männer ihre Zuneigung und Solidarität zueinander nicht körperlich ausdrücken.

So hat der Mann einerseits ein tiefes Bedürfnis nach der Erfahrung der Wirklichkeit des anderen Mannes, muß aber andererseits dieses Bedürfnis stark verdrängen. Das führt zu einer Vielzahl neurotisch bzw. psychotisch anmutender Kompromißbildungen. In den heutigen Männerbünden: den Männer-Gremien und Ausschüssen, dem Militär, den Sportvereinen, dem Stammtisch sucht der Mann nach Hilfe für sein Selbstverständnis, kann er dem anderen Mann nahe sein – auch körperlich –, meist aber nur um den Preis des Rivalisierens und Bekämpfens. Am irrsinnigsten zeigt sich das im Krieg⁵.

7. Die Überwindung des Männlichkeits- wahns

Das, was Männer tun und was sie als Vorbilder in sich tragen, darf man, denke ich, nicht nur als eine leidvolle, aber notwendige Übergangsphase in der Bewußtseinsentwicklung des Menschen auffassen. Damit könnte man leicht die Schwere der Problematik übersehen. Moderne Autoren scheuen sich nicht, eine Vielzahl der männlichen Einstellungen und Verhaltensweisen in die Nähe von tiefen narzißtischen Störungen, von Borderline-Strukturen, ja psychotischen Reaktionsmechanismen zu bringen. Sie halten den Mann für ein niemals richtig geborenes Kind, das aus Not heraus ein fassadenhaftes Ich aufbauen mußte, der in ständiger Angst lebt, sein Ich könnte sich in Fragmente auflösen.

Ich glaube, daß ein wesentlicher Schritt, den wir für die Überwindung des Männlichkeitswahns tun können, dar-

⁵ Im Kriege endlich kann der Mann sich in der Masse der Männerheere geborgen fühlen, hier kann er endlich im Schützengraben ganz nahe beim anderen Mann sein, sich mit ihm vereinen – wenn auch nur im Tode –, hier kann er die Angst und den Schmerz des Mannes, seine Kameradschaft und Liebe zum anderen Mann wahrnehmen, hier kann er Ekstase, Rausch und Leidenschaft erleben; hier kann er sich für alle Qualen und Unterdrückungen rächen und zugleich heroisch überlegen sein. Der Feind, zu dem es ihn hindrängt und mit dem er sich tränenüberströmt im Todesstoß vereint, ist das Ziel seiner tiefsten Sehnsucht und seines größten Hasses, ist ein intim Vertrauter, ist er selbst. Eine tödliche Kompromißbildung.

in besteht, dieses fundamentale Dilemma des Mannes aufzulösen, daß er zwanghaft immer anders sein muß als der weibliche Mensch. Dazu aber müssen wir die patriarchalen Zuschreibungen von dem, was „ein richtiger Mann“ und was „eine richtige Frau“ ist, unablässig hinterfragen.

Es mag sein, daß es für frühere Kulturen psychologisch oder soziologisch sinnvoll und notwendig war, genau zu unterscheiden, was jeweils als typisch „männlich“ und was als typisch „weiblich“ zu gelten hatte. Aber wir haben es zur Genüge gesehen, welche verheerenden Wirkungen es für Männer wie für Frauen heute hat, wenn sie ihre zweigeschlechtlichen oder, besser, menschlichen Eigenschaften und Verhaltensweisen zugunsten eines eindeutig-machenden patriarchalen Arrangements opfern müssen.

Entwicklung von „weiblichen“ Seiten?

Wir sprechen häufig von „weiblichen“ Seiten, die zu entwickeln wären, oder von „männlichen“ Anteilen, die bewußtgemacht werden müssen. Werden wir näher befragt, was wir damit meinen, dann greifen wir meist auf die klassischen Polarisierungen zurück: Das Männliche ist das Obere, der Himmel, die Sonne, das Licht, der Tag, der Logos, das Bewußtsein, das Geistig-Schöpferische, das Eindringende, das Aktive, das Denken usw., und das Weibliche ist das Untere, die Erde, der Mond, die Dunkelheit, die Nacht, der Eros, das Unbewußtsein, das Körperlich-Schöpferische, das Umfangende, das Passive und das Fühlen.

Damit übermitteln wir – ohne daß wir es vielleicht wollen – auf sehr subtile Weise alte patriarchale Vorurteile, beispielsweise das von der Superiorität des männlichen Prinzips und der Inferiorität des weiblichen Prinzips.

Tatsächlich sind der Himmel, die Sonne, das Licht, das Bewußtsein, das Denken, die Autonomie ebensowenig „männlich“ wie die Erde, der Mond, die Dunkelheit, das Unbewußte, das Fühlen und die Bezogenheit auf einen anderen Menschen „weiblich“ sind. Sie sind einfach das, was sie sind. Wir müssen erkennen, daß diese patriarchalen Zuschreibungen, wenn wir sie auf ein konkretes Objekt, auf einen Mann oder auf eine Frau beziehen, sehr problematisch sind und daß wir sie aufgeben müssen, wenn wir unseren „Männlichkeitswahn“ und „Weiblichkeitswahn“ überwinden wollen.

Vorhandensein wesensgemäßer Unterschiede

Damit braucht aber keineswegs geäußert werden, daß es anlagebedingte und wesensmäßige psychische Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt. Diese werden sich zeigen und durchsetzen, auch wenn wir sie nicht vor- und festschreiben. Wesensgemäße Unterschiede lassen sich

zudem – besonders, wenn wir einen individuellen Mann oder eine individuelle Frau betrachten – kaum trennen von den Prägungen des Kultur- und Wertesystems, in dem wir aufwachsen. In einer Reihe von Untersuchungen konnte nachgewiesen werden (5), wie subtil sich die oft unbewußten Bilder, Erwartungen und Vorstellungen über „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ auf die Beziehung zum kleinen Kind auswirken. Sehr wahrscheinlich verhalten sich die Eltern bereits einem ungeborenen Jungen gegenüber anders als einem ungeborenen Mädchen. So wünscht sich beispielsweise eine Mehrheit von Müttern und Vätern einen Jungen als erstes Kind⁶.

Wenn wir also nicht deutlich genug unterscheiden können, besonders im jeweiligen menschlichen Einzelfall, was es seelisch bedeutet, „männlich“ und „weiblich“ zu sein, was Anlage und was kulturelle Prägung ist, was hilft uns denn eine solche Unterscheidung? Ist sie uns eine Orientierungshilfe oder ist sie nur eine Festschreibung, die der Abwehr unserer Ganzheit dient?

Heute scheint sich der Archetyp des individuellen, persönlichen, einzigartigen Menschen zu konstellieren, der fremde Zuschreibungen darüber, wie er idealerweise zu sein hätte, nicht mehr ohne tiefe seelische Störungen zu ertragen vermag. Erst dann, wenn die Männlichkeits-Weiblichkeits-Spaltung in unseren Werten, Einstellungen und Verhaltensweisen aufhört, wird der Mann ein männlicher Mensch oder ein menschlicher Mann sein können.

Literatur:

(1) N. Chodorow, *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*, München 1985; (2) D. Dinnerstein, *Das Arrangement der Geschlechter*, Stuttgart 1979; (3) H. Ernst, *Mit Volldampf in den Herzinfarkt*, in: *Psychologie heute* 12 (1980) 22–29; (4) H. Goldberg, *Der verunsicherte Mann*, Reinbek 1979; (5) A. Meulenbelt, *Wie Schalen einer Zwiebel oder Wie wir zu Frauen und Männern gemacht werden*, München 1984; (6) E. Neumann, *Ursprungsgeschichte des Bewußtseins*, Zürich 1949; (7) ders., *Zur Psychologie des Weiblichen*, München 1980; (8) ders., *Die Angst vor dem Weiblichen*, in: *Die Angst. Studien aus dem C.-G.-Jung-Institut*, Zürich 1959; (9) ders., *Krise und Erneuerung*, Zürich 1961; (10) V. E. Pilgrim, *Manifest für den freien Mann*, Reinbek 1983; (11) K. Theweleit, *Männerphantasien*, vol. 1, 2, Reinbek 1983.

⁶ Eine andere Untersuchung lief so: „Einige junge Mütter wurden gebeten, für eine kurze Weile ein ihnen fremdes, sechs Monate altes Kind auf den Arm zu nehmen. Die Hälfte der Mütter bekam Beth, ein Kind in rosa-farbenem Kleid mit Schleifchen. Die andere Hälfte bekam Adam, der einen blauen Anzug trug. Wie der Vergleich ergab, lächelten die Mütter Beth öfter an, gaben ihr häufiger eine Puppe zum Spielen, und sie erzählten hinterher, sie hätten Beth sehr lieb gefunden und sie hätte weniger geweint. Adam und Beth waren ein und dasselbe Kind“ (zitiert nach 5, S. 105).